



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

N., S. L.: Ein Liberaler aus den dreißiger Jahren

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Ein Liberaler aus den dreißiger Jahren.

Wie Viele reisen jährlich im Sommer oder Herbst nach dem Rheinfalle zu Schaffhausen, nach den anmuthigen Ufern des Bodensees und enthuftasmlren sich auf der Insel Meinau, jener lieblichen Idylle, welche die Laune der Natur unserer nordischen Prosa einflachte. Hört einen Augenblick auf, die Natur zu bewundern, ihr wandernden Handwerker, ihr trostlos nüchternen Engländer, ihr träumerischen Studenten, ihr empfindelnden Damen; ich will euch nach Constanz führen und euch dort Denkmale deutscher Geschichte zeigen! Seht dort die Stadt, in der ein gutes Stück deutschen Pfaffenwitzes abgesponnen wurde; in ihrer Bauart ist sie noch halb im Mittelalter drinnen, aber in den Herzen ihrer Bewohner lebt frisch und kräftig der Geist der Gegenwart. Ihre Gesinnung, ihr Charakter paßt ganz zu der Anmuth und Großartigkeit der Gegend, die, herrlich, wie ein Heldengedicht, sich umher ausbreitet; Constanz ist eine der freisinnigsten, der volksthümlichsten Städte des badischen Landes; — gleich entfernt von pfäffischem Aberglauben, wie von serviler Kriecherei oder hochmüthigem Beamtenstolz, gehört sie zur Zahl jener wenigen Städte, die, wie Königsberg, Mannheim, Köln, noch wenigstens eine politische Selbstständigkeit und Charakterfestigkeit zeigen. Von der Gesinnung der Constanzer sind die dort, wenn ich nicht irre, unter Dr. Fiedler's Redaction erscheinenden Seebblätter ein deutliches Zeugniß, die, obgleich unter gedrückten Censur- und finanziellen Verhältnissen, doch ihre Aufgabe, ein Volksblatt im wahren Sinne zu sein, tüchtig lösen.

In Constanz ist Huß gestorben. Nicht weit von der Stelle, wo der „göttliche Dulder“ verbrannt sein soll, ist die Schweizergrenze, Grenzboten, 1846. II.

jenfeits Canton Thurgau. Wir weihen den Manen jenes großen Todten einige Augenblicke der Erinnerung.

Dies ist die rechte Stimmung, in welcher wir einen Besuch bei einem Manne unternehmen können, den wir in den nachfolgenden Zeilen schildern wollen. Wir betreten das Schweizergebiet, und sehen vor uns ein kleines, freundliches Dorf, Emmisshofen mit Namen. Hier wohnt J. G. A. Wirth.

Viele, mögen sie auch noch so aufmerksam die Zeitungen und Broschüren der letzten zehn Jahre gelesen haben, werden sagen, von diesem Manne hören wir ja nichts. Der hat keine Kammerreden gehalten, nicht auf Festungen geseffen, keine politischen Gedichte geschrieben, ist aus Berlin nicht fortgewiesen worden, kurz — der Mann ist uns gänzlich unbekannt. Sie mögen aber nur mit der Persönlichkeit des Mannes selbst bekannt werden, dann werden sie seine Bedeutung auch ohne vorherige Erzählung seines Lebens und Wirkens begreifen.

Wir sehen einen Mann von mittlerer Größe und gedrungenem Körperwuchse vor uns. Seine Haare hängen ihm verwirrt über die Stirn, seine Kleidung zeugt von Einfachheit, — von Armuth. Ein melancholischer Zug spielt, aber fast unbemerkt, um seinen Mund; das feste, energische Gepräge seines Gesichtes läßt ihn nicht recht aufkommen. Ein helles, feuriges Auge, in dem sich seine Seele so klar spiegelt, wie ein Stern in dem ruhigen Spiegel des Bodensees, verräth uns, besonders beim Sprechen, den Mann der Begeisterung, der Willenskraft, der Beredtsamkeit. Drüber wölbt sich eine hohe, geistvolle Stirn, auf der sich aber schon Furchen gebildet haben. Diese obere Parthie des Gesichtes verräth allein den Mann von geistiger Bedeutung: sonst sollte man, nach der gedrungenen, kräftigen Natur und dem festen, energischen Gesichte zu urtheilen, etwa einen schweizerischen Landmann in ihm erblicken, den die frische Alpenluft und viele körperliche Anstrengungen zu einem fernhaften Menschen gekräftigt haben. Doch darf man sich nach dieser Schilderung keine plumpe Statur vorstellen, wie man sie den Schweizern im Allgemeinen, jedoch mit Unrecht, beimißt; die gedrungene Festigkeit des Körpers ist vielmehr, — fast möcht' ich sagen, — mit Grazie und Zartheit verbunden. Die ganze Erscheinung des Mannes macht einen höchst wohlthuenden Eindruck; man sieht in ihr die Kraft, nicht nur zum Wollen, sondern auch zum Handeln. —

Wie bei fast allen Menschen, die nicht in Büchern und Handschriften leben, sondern mehr auf's Wort, als auf die Schrift, mehr

auf's Leben, wie auf's Denken halten, zeigt sich auch bei ihm die Kraft und Energie seines Innern am meisten beim Sprechen. Man sieht gleich, es ist bei ihm kein langer Weg vom Herzen bis zum Munde; die Gedanken strömen in einer solchen Fülle und Frische aus ihm heraus, daß man glaubt, jedes Wort wäre ein Tropfen rothen, warmen Herzblutes. Und darüber leuchten denn so helle, lebhaftige Augen, daß durch ihre Fülle das Gesprochene erst in's rechte Licht gesetzt wird; ich glaube, mit abgewandten Blicken könnte man lange nicht so die Kraft und Bedeutung seiner Worte verstehen, als wenn man ihm in seine lebhaften, hellen Augen blickt. Ich habe noch nie einen Menschen gesehen, bei dem der gewöhnliche Gesprächston so nahe mit der begeisterten Rede verwandt war. So wie irgend ein Wort genannt wird, das in seinem Herzen Anklang findet oder Erinnerungen aus seinem früheren Leben weckt, so kann er mehrere Stunden lang sprechen und Alles hört ihm mit der gespanntesten Aufmerksamkeit zu. Sein Redetalent, zu seiner Zeit von Deutschland anerkannt und bewundert, ist kein Sonntagsmeubel, kein Paradepferd, das bei festlichen Gelegenheiten nur aufgezäumt wird, es bedarf nicht der forcirten Begeisterung, oder des Champagnerrausches, um zu glänzen, es ist vielmehr mit seinem ganzen Sein und Leben so identificirt, daß es ihn nie verläßt und zu Hause, wenn er mit seinem Sohne allein ist, seinen Worten fast dasselbe Feuer gibt, als wenn er zur „Bergpredigt“ vor 50,000 deutschen Männern auf den Ruinen Sambach's sich anschickte.

Dr. Johann Georg August Wirth wurde am 20. November 1798 in Hof im fränkischen Voigtlande geboren. — Seine Jugendgeschichte theilt er uns selbst in seinen Denkwürdigkeiten mit, aus denen ich hier einen kleinen Auszug geben will, um das Publicum auf diese durchweg, wenigstens in Norddeutschland, noch ganz unbekanntem Memoiren aufmerksam zu machen, die nach ihrer Vollendung gewiß die Langsamen und ähnliche Selbstbiographien neuerer Zeit an Interesse und Stoffhaltigkeit, wie an Humor und Laune, übertreffen würden.

Der junge Wirth wurde, nachdem sein Vater, Reichspostkammerrath zu Hof, gestorben war, von seiner feurigen, entschlossenen Mutter, deren Charakter er ganz geerbt zu haben scheint, erzogen. Später, vom Sten Jahre an, besuchte er das Hofser Gymnasium, zu dessen Schülern auch Sand damals gehörte. Als von der bairischen Regierung im Jahre 1810 das Fürstenthum Bayreuth, wozu Hof gehörte, erworben wurde, löste man dieses Gymnasium auf. Wirth

sagt selbst, daß diese Maßregel deshalb schädlich für ihn gewesen sei, weil er sich jetzt einige Zeit lang selbst überlassen blieb. Ein vorübergehender Aufenthalt in Plauen endete bald; die unruhigen Kriegszeiten störten eine solide Erziehung des Knaben.

1814 bezog er das Gymnasium zu Nürnberg, dessen Director Hegel war. Hier wurde das Fundament seines spätern Lebens gelegt. Den vielseitigen Kenntnissen und vor Allem der philosophischen Durchbildung unter Hegel's Leitung hat er die Tiefe seines Gemüthes, wie die Gediegenheit des Charakters zu danken. Wirth sagt selbst von seinem ehemaligen Rector: „Meine Ueberzeugung gebietet mir jetzt oft, dem Systeme und den nachmaligen Grundsätzen meines alten Lehrers mit Nachdruck zu widersprechen; doch als Rector in Nürnberg wirkte Hegel unendlich segensreich; auch in mir entzündete er den unsterblichen Funken der Freiheit.... dafür stammle ich noch seiner Asche meinen tiefgefühltesten Dank.“

Im Jahre 1816, als Hegel nach Heidelberg versetzt wurde, verließ auch Wirth Nürnberg und wurde in Erlangen Zuhörer von Glück, Posse und Groß. Bei Glück hörte er Pandekten, aber in anderer Weise, wie sie jetzt docirt werden; „denn Glück las ein ganzes Jahr daran, im ersten Semester täglich zwei, im zweiten drei Stunden täglich. In den Osterferien wurde gar nicht ausgesetzt, sogar am dritten Feiertage, wie gewöhnlich vorgetragen.“ — Bei Groß hörte er Naturrecht, und wurde von diesem auf den kantischen Standpunkt gestellt, bei Posse deutsches Recht, dessen Kenntniß ihn später so sehr in seiner nationalen, stets deutschen, aber nie deutschthümeln den Auffassung der Zustände und Ereignisse unterstützte.

Auf der Universität war Wirth trotz der jugendlichen Ausgelassenheit und des fröhlichen Lebensgenusses doch fleißig und erwarb sich neben seinen juristischen auch vorzugsweise mathematische Kenntnisse. Mit 21 Jahren eröffnete er die Gerichtspraxis in Schwarzenbach und verlobte sich dort mit der Tochter des Amtmannes. Aber sein Hang nach geschichtlicher Tiefe und Gründlichkeit zog ihn wieder nach Hof zurück, wo er sich ganz dem Quellenstudium des römischen und deutschen Rechtes hingab. Hier versetzte sich seine Auffassung des bestehenden Rechtes schon bedeutend mit rationalistischen Elementen; philosophische Behandlung des positiven Rechtes wurde ein immer dringenderes Bedürfniß für ihn; diesem Streben verdankt sein Handbuch des Strafrechts, Breslau 1823, sein Dasein.

Nach seiner Verheirathung nahm Wirth, vorzüglich aus ökonom-

mischen Rücksichten, eine Stelle als Mitarbeiter bei dem berühmtesten Sachwalter des Landes, bei Reinau. Hier beschäftigte er sich viel mit den Prozessen der Bauern gegen Fiscus und Adel; sah, wie besonders der bairische Fiscus immer darauf ausging, das Interesse des Volkes, nicht nur gegen Billigkeit, sondern selbst gegen Recht, zu verletzen, und konnte sich deshalb einer Abneigung gegen die bairische Regierung schon jetzt nicht erwehren. Das schleppende Verfahren vor Gericht, das im Vergleich zu der preussischen Gerichtsordnung, die früher galt, unerträglich war, stieß ihn auch ab; die übertriebenen Steuern, die Prozeßkosten, die Gebühren der Advocaten sogten das Land aus; diese Leiden des Volkes jammerten ihn, er glaubte, mit gutem Willen sei allem Elend von Seiten der Regierung leicht abzuhelfen. Er setzte sich daher bei seinen überhäuften Berufsgeschäften halbe Nächte hin, um der Regierung in einer besonderen Druckschrift*) über den Zustand der Rechtspflege Licht zu geben. Hören wir selbst ihn über den Erfolg seiner Bemühungen reden:

„Was war das Ergebnis meiner Anstrengung? Die Regierung lachte mich aus. Alle Vernunftgründe und alle Ergießungen eines fühlenden Herzens zeigten sich vergeblich; es war grade so, als wenn man tauben Wänden vorgepredigt hätte. Da setzte sich die erste Bitterkeit in mir an, und ich faßte den Gedanken, mich aus dem Buche der Geschichte und den ewigen Gesetzen des Bildungsganges zu belehren, ob es in den Kräften einer Regierung stehe, gegen die Leiden ihres Volkes sich zu verhärten und den Forderungen der Gerechtigkeit bleibend sich zu widersetzen.“

Die Julirevolution kam. Als in den Zeitungen die Nachricht stand: „die Truppen weichen auf allen Punkten zurück, die dreifarbige Fahne weht auf Notre-Dame, das Volk dringt siegreich gegen die Tuilerien vor,“ bemächtigte sich Wirth's eine ungewöhnliche Stimmung; gewaltsam wollten die Thränen hervorbrechen, er mußte hinausstürmen, sie zu verbergen. Sein ganzes Wesen war, um mich seiner eigenen Worte zu bedienen, ein feierliches Gebet, welches lange in der Seele nachzitterte. Es drängte den Mann, dessen ganze Seele seinem Vaterlande gehörte, jetzt sich ganz mit allen seinen Kräften der Verbesserung der wesentlichsten Volkszustände hinzugeben. Er legte mit einer Aufopferung, mit einem Muth, den man sonst bei deutschen

*) Beiträge zur Revision der bürgerlichen Prozeßgesetzgebung. Gesammelte Schriften, S. 9.

Beamten, zumal wenn sie Familienväter sind, selten oder nie findet, seine Stelle ganz nieder und beschloß, eine Zeitung zu gründen, zunächst zur Emporhebung des Nationalwohlstandes. So entstand der Kosmopolit, welcher am 1. Januar 1831 an wöchentlich zweimal in Bayreuth erschien.

Wirth stand zu dieser Zeit noch nicht auf der Seite der systematischen Opposition, er sagte vielmehr bei jeder Gelegenheit, daß es ihm so wenig um Volksgunst, wie um den Beifall der Regierung zu thun sei, daß er nur nach seinem Gewissen und seiner Ueberzeugung reden werde. So entzweite er sich mit dem damals sehr verbreiteten würzburger Volksblatt, wenn dies da tadelnd über die Regierung herfiel, wo nach seiner Meinung nichts zu tadeln war.

Aus seinem Vertrauen gegen die Regierung und seinem guten Glauben an ihre Ehrlichkeit riß ihn aber die Verordnung vom 29. Januar 1831 heraus, welche gegen den Buchstaben und den Geist der Verfassungsurkunde die Censur auch für die Besprechung innerer Staatsangelegenheiten einführte. Wirth beschloß, sich dieser ungesetzlichen Ordnung nicht zu fügen, sondern so lange uncensurirt drucken zu lassen, bis er der Gewalt weichen würde. Seine Zeitschrift, die früher nur 7 Abonnenten hatte, wurde jetzt sehr verbreitet, Bote um Bote erschien, ein Exemplar zu bestellen. Aber der Drucker, eingeschüchtert durch das Verbot, weigerte sich zu drucken; der Kosmopolit hatte, wie zu 7 Abonnenten, so es auch zu sieben Nummern gebracht.

Wirth hatte jetzt nichts mehr in Bayreuth zu thun, er ging nach München und übernahm dort, auf Antrag des Herrn von Cotta, die Redaction der bairischen Staatszeitung, „des Inlandes“; jedoch mußte ihm der Minister von Schenk erst das Versprechen geben, daß die Censur ihm nicht beschwerlich falle, und daß er frei nach seinem Gewissen und seiner Ueberzeugung schreiben dürfe, auch wenn sie in Conflict mit den Ansichten und Maßregeln der Regierung käme.

So sehen wir also diesen Mann als Redacteur eines ministeriellen Blattes, der später als der wüthendste Jacobiner verschrien und von derselben Regierung, der er jetzt seine Dienste mit so gutem Glauben und so vielem Vertrauen widmete, des Todes angeklagt wurde. — Er redigirte „das Inland“ so lange, bis ihm ein Artikel über die Verantwortlichkeit der Beamten der Verfassung und der Kammer gegenüber von der Censur gestrichen wurde. „Ich kannte die Censur,“ sagt er in Bezug auf dieses Ereigniß, „bis jetzt nur in der Theorie, und fühlte zum ersten Male die Wirkung der schönen Sitte, die Ergebnisse tiefen

Nachdenkens, die Studien durchwachter Nächte, die Ausströmungen einer reichen Menschenbrust mit einem dicken Span auszuwischen! — Seht ihr das Meer, wenn es brüllende Orkane peitschen, wenn tausend Blitze in seine dunklen Tiefen schlagen, wenn es tobt wie der Sturm der Ewigkeit? So sah es ungefähr in meinem Innern aus.“ —

Hier endet das erste und bis jetzt einzige Bändchen von Wirth's Denkwürdigkeiten. Nach einer mündlichen Mittheilung von ihm will er sie nicht fortsetzen, weil das Publicum sie nicht lesen, nicht kaufen will. Und doch war er grade der Mann, der mitten in den politischen Bewegungen seiner Zeit stand, und gewiß viele Beziehungen und Verhältnisse allein kennt oder besser, als seine Zeitgenossen. Aber Wirth ist verarmt; er hat Alles seiner Nation geopfert; seine Pressen sind verkauft; er kann jetzt nicht mehr, wie früher etwas drucken lassen ohne Aussicht auf Absatz. Die Nation sollte doch billig die mit Schweiß und Blut erkämpften Erfahrungen ihrer edelsten Männer lesen, statt jener geistlosen Romane, die man nur zum Vergnügen des Nachmittags, vor dem Einschlafen, auf dem Sopha in die Hand nimmt. —

Wirth legte die Redaction „des Inlandes“ nieder, zog nach Homburg und schrieb dort zusammen mit Dr. Fein die „Tribüne“, welche besonders in der Vertheidigung der Pressfreiheit ihr Ziel sah. Am meisten verdient hat sich dieses Blatt durch die Gründung des deutschen allgemeinen Pressvereins gemacht, welcher die Unterstützung der Pressfreiheit durch literarische und pecuniäre Mittel bezweckte, „und welcher nächste Zweck das Mittel sein sollte,“ wie es in dem Erkenntnisse des Appellationsgerichts Zweibrücken hieß, „für den weitem Zweck, nämlich für die Aufklärung durch Wechselwirkung der Geister, um zum klaren Bewußtsein und zur durchdringenden Erkenntniß Aller zu erheben das Wahre, Rechte, Nützliche und Befriedigende für die gesellschaftliche Ordnung des deutschen Gesamtvolkes.“ Namentlich sollte durch die Bildung einer öffentlichen Meinung eine moralische Macht entstehen, welche in Ruhe und Frieden wachsen und als moralische Macht gegen alle Rückschritte sichern und stärker sein soll, als jede Macht, welche das Recht entziehen wollte, wozu denn immer nur die Pressfreiheit gefordert wird *).

In Folge dieses Aufrufs zur Gründung des Pressvereins, der besonders in Rhein Hessen, Rheinbaiern, Baden und Franken lebhafteste Theilnahme fand, verbot am 1. März 1832 Baiern die Tribüne, wie

*) Tribüne No. 65. Freiburger Freisinnige Nr. 73.

den unter Dr. Siebenpfeiffer's Leitung erscheinenden „Westboten“; „weil“, wie es in der Cabinetsordre König Ludwig's heißt, „weil die Redactoren ihre Zeitblätter auf Pressen abdrucken ließen, die der gesetzlichen Concession anerkanntermaßen entbehrten, und überdies ihre Absicht ausdrücklich erklärt hätten, sich der verfassungsmäßig (sic!) gebotenen Censur durch das Abdrucken der von dem Censor gestrichenen Stellen und sogar dadurch zu entziehen, daß sie die Blätter erst nach ihrer Versendung an den Censor gelangen ließen. Auf dem Wege dieses gesetzwidrigen Verfahrens, wäre dann auch eine Reihe der beleidigendsten Angriffe auf die Häupter auswärtiger Staaten und der kühnsten Aufrufe zur Umwälzung deren Verfassung und zur Störung der in denselben bestehenden Ruhe und Ordnung erschienen.“ Am folgenden Tage verbot auch der „hohe Bundestag“ die genannten beiden Zeitschriften, wie auch die in Hessen erscheinenden „Neuen Zeitschwingen“, und untersagte den Redacturen dieser Zeitschriften während fünf Jahren alle publicistische Thätigkeit. Wirth hielt diese Verbote und die an ihn ergangenen Aufforderungen für ungesetzlich und deshalb für wirkungslos; er setzte seine Tribüne nach wie vor fort. Bald darauf wurde er verhaftet und nach Zweibrücken gebracht. Man verbreitete das Gerücht, man wolle ihn nach Preußen oder Altbairern transportiren und es versammelte sich vor seinem Gefängnisse eine ungeheure Menschenmenge, ihn zu befreien. Wirth beschwichtigte das Volk, so daß es auseinander ging. Er wurde vom Staatsprocurator dreier Verbrechen angeklagt, aber am 15. April, nach ungefähr vierwöchentlicher Haft, glänzend freigesprochen. Die Tribüne setzte er mit früherem Muth, mit erneuter Energie und Kräftigkeit fort.

Bald entzweite sich Wirth mit dem von ihm gestifteten Presseverein und dem provisorischen Comité desselben, den Herren Savoye, Schüler, Geib. Er wurde diesen Leuten zu stürmisch, zu heftig, dem constitutionellen Liberalismus fing er an einen republikanischen entgegen zu stellen; das Pressecomité, um kein Verbot ihres Vereins befürchten zu müssen, desavouirte öffentlich Wirth's Ansichten und erklärte, daß dieser Mann durchaus keinen Antheil an ihrer Sache mehr habe!

Zu dieser Zeit bereitete man das Hambacher Fest vor. Nach vielem Schwanken der bairischen Regierung gab sie endlich dasselbe zu; es wurde am 27. Mai 1832 von etwa 50,000 deutschen Männern gefeiert. Hier hielt Wirth seine berühmte Rede, deren Inhalt das in neuester Zeit officiell (?) gewordene: „Kein Preußen, kein Oesterreich; ein einiges, festes Deutschland!“ war. Er hob namentlich her-

vor, „daß sich die deutsche Nation eher mit dem Absolutismus in Schlachtlinie stellen, als einen Theil des Vaterlandes an Frankreich opfern werde.“ Durch seine Rede wehte frisch und kräftig der Geist nationaler Freiheit und Kräftigkeit, der sich auch in allen seinen Werfen ausspricht.

Wirth war der Mittelpunkt des ganzen Festes; die Frankfurter Bürgerschaft überreichte ihm einen kostbaren Ehrensäbel, den St. Annaorden der deutschen Nation, zum Lohne für seine siegreichen Bemühungen für die Pressfreiheit; das Volk jubelte jedem Worte, das er sprach, nimmer enden wollenden Beifall zu.

In den folgenden Tagen wurde „gegen Wirth et Consorten“ die Untersuchung eröffnet. „Gegen Wirth und Consorten, gegen Wirth, dem es, bei der Stimmung der Gemüther, nur ein Wort gekostet hätte, um eine Bewegung zu veranlassen, verhängt man eine Untersuchung wegen directer Aufreizung zum Umsturz!“

Als Wirth in das Gefängniß zu Zweibrücken gebracht wurde, fand er, anstatt Kerkergewölbe, große, herrliche Säle vor, mit hohen Spiegeln und prächtigen Teppichen geschmückt; seidene Sopha's luden ihn zur Ruhe, herrliche Speisen und Champagnerflaschen zum üppigen Mahle ein. Die Bürger Zweibrückens hatten auf ihr Bitten die Erlaubniß erhalten, den feurigen deutschen Patrioten bewirthen zu dürfen. Wirth bewohnte zwar die herrlichen Gemächer, den Wein und die Speisen ließ er aber seinen Wächtern reichen, und begnügte sich mit der Gefangenenkost. Bei dieser Stimmung der Pfälzer wollte der Staatsanwalt Wirth's Prozeß bei einem andern Gerichtshof anhängig machen, weil man in dieser Stadt kein unparteiisches Urtheil fällen könne. Das Appellationsgericht verwarf aber diesen Einwurf. Wirth vertheidigte sich selbst und hielt vor den Assisen zu Landau eine so kernige Rede „über die Rechte des deutschen Volkes,“ wie sie wohl selten in deutscher Sprache gehalten worden ist, voll von Patriotismus, Freiheitsliebe und Begeisterung.

Als er mit den Worten geendet: „Ich habe gesprochen, mögen die Menschen jetzt richten“ wurde er für unschuldig erklärt; das Volk begleitete ihn jubelnd und frohlockend nach Hause zurück; es war jedem Bürger und Bauer, als ob sein Bruder vom Tode errettet sei.

Bei seiner Freisprechung ereignete sich folgende Anekdote, die von dem damaligen Benehmen der Polizei Zeugniß gibt. Wirth verlangte sein Ehrenschwert zurück, das die Polizei in Beschlag genommen; der Staatsprocurator ließ es holen und händigte es ihm ein. In dem Augen-

blicke, wo er es ergreifen wollte, rief ein Hauptmann der Gensdarmrie ihm zu, er solle es nicht wagen, das Schwert mitzunehmen. Zugleich sah Wirth mehrere Flintenläufe auf sich gerichtet. Dies geschah im Angesichte der Jury und der Richter. Der Staatsprocurator bat ihn, da er sich durch die Drohung nicht abhalten lassen wollte, von dem ihm zustehenden Rechte Gebrauch zu machen, ihm das Schwert anzuvertrauen; er gäbe das Ehrenwort, das Kleinod binnen einer Woche zurück zu erstatten. Wirth bekam es auch in der That am folgenden Tage zurück.

Aber was half dem kühnen Manne seine Freisprechung bei der Unsicherheit der damaligen Rechtszustände. Die bairische Regierung hielt ihn fest, und verfolgte denselben Mann auf zuchtpolizeilichem Wege, dem sie ein Jahr früher eine Rathsstelle im Ministerium angeboten hatte, weil sie von seinen tüchtigen nationalökonomischen und politischen Kenntnissen, wie von seinem Einfluß bei der Oppositionspartei in der Kammer und im Volke Nutzen zu ziehen hoffte. Wirth hatte diese hohe Stellung, eingedenk dessen, was ihm als Redacteur des Inlandes begegnet war, abgelehnt. Denselben, den man kurz zuvor zum Ministerialrath hatte machen wollen, klagte man jetzt als Hochverräther an. Auf zuchtpolizeilichem Wege verurtheilte man ihn zu zweijähriger Gefängnisstrafe. Ohne ihm die 22 Monate lange Untersuchungshaft anzurechnen, ließ ihn die Regierung am 23. April 1834 in's Centralgefängniß zu Kaiserslautern abführen. Hier mußte Wirth die Hausarbeiten gewöhnlicher Verbrecher verrichten, Wolle spinnen, stricken u. s. w., obwohl er nach dem von Feuerbach abgefaßten Strafrechte Baierns, als ein wissenschaftlich gebildeter Mann, ausdrücklich davon freigesprochen war.

Als die zwei Jahre verflossen waren, führte man ihn zu einem 6wöchentlichen Festungsarrest, zu welchem ihn ein altes Erkenntniß des Oberappellationsgerichts zu Landshut verurtheilt hatte. — Am 12ten Juni 1834 kam Wirth endlich unter Gensdarmriebedeckung wieder in Hof an, nachdem er 4 Jahre weniger 4 Tage in den gemeinsten Gefängnissen geschmachtet hatte. Seiner ökonomischen Verhältnisse wegen, wie auch aus Anhänglichkeit an seine Heimath, blieb Wirth einige Zeit lang in Hof, trotzdem daß sein Aufenthalt daselbst durch die polizeiliche Aufsicht, welche väterlich über ihn wachte, grade nicht bedeutend verschönert wurde.

Dieser Aufenthalt Wirth's in seiner Heimath und die Geduld, mit der er die Verfolgungen Baierns ertrug, veranlaßten Börne über den unglücklichen Patrioten, seinen kühnsten, wie geistreichsten Gesinnungs-

genossen, folgendes harte Urtheil in seinem Menzel, der Franzosenfresser, auszusprechen:

„Der edle, muthige Wirth wurde zum Lohne für seinen Franzosenhaß in's Zuchthaus gesperrt und mußte drei Jahre lang die Uniform der Diebe tragen und Strümpfe stricken. Dort in dem Kerker, statt seinen Haß der Tyrannei zur heiligen Wuth entflammen zu lassen, dort aus seinem sichern Versteck hervor, schrieb Wirth über Sonne, Mond und Sterne und andere Ewigkeiten, ließ sich, wie ein wahres deutsches Schaf, in den Pferch der Wissenschaft zurücktreiben und düngte mit seinen philosophischen Erzeugnissen die Felder der Erbpächter des deutschen Landes. Und wo Jean Paul lange die Freiheit lehrte, wohnt jetzt der edle Wirth als Mündel der bairischen Polizei, und muß ihr von jedem Schritte, den er thut, und von jedem Gedanken, den er ausgibt, Rechenschaft geben.“

Diese Worte, 1836 geschrieben, hätte Börne, wäre er nicht gerade zu jener Zeit gestorben, wohl zurückgenommen. Am ersten Weihnachtstage verließ Wirth nämlich das fränkische Voigtland, und zog über Weisenburg nach Nancy, dessen Bibliothek ihn im Quellenstudium deutscher Geschichte sehr unterstützte. Zugleich entschloß er sich zur Herausgabe einer nicht periodischen Zeitschrift, und zog im Frühjahr 1839 nach Straßburg. Der Absatz des Blattes, von dem Einsender dieses leider keine Nummern zu Gesicht bekommen konnte, war aber zu gering, als daß dasselbe hätte fortbestehen können. Er gab es auf, zog von Straßburg weg, und wählte die Schweizerseite des Bodensees, das Dörfchen Emmishofen, zu seinem neuen Wohnorte.

Hier kaufte er sich an und errichtete eine Buchdruckerei, worin er seine, wie anderer befreundeter und sinnesverwandter Schriftsteller, Werke drucken ließ, unter der Firma „Literarisches Institut.“ Er gab hier eine vierte Zeitschrift „die Volkshalle“ heraus, das die politische Aufklärung in der Umgebung des Bodensees, in der nördlichen Schweiz, im badischen Seekreis, im südlichen Schwarzwald sehr verbreiten half. Herwegh, den Wirth zu einem politischen Dichter erzogen hat, wurde Redacteur des literarischen Theils dieser „Volkshalle“.

Ferner gab er in Emmishofen seine gesammelten Schriften, meist aus Aufsätzen seiner frühern Journale bestehend, heraus, seine Denkwürdigkeiten, seinen Walderode, eine Art Selbstbiographie in Form einer Novelle, aber lange nicht so anziehend, als seine Denkwürdigkeiten, die politisch-reformatorsche Richtung des

Deutschen (1841), ein sehr bedeutendes Werk, und seine deutsche Geschichte, welche jetzt gerade vollendet ist.

Mit ihrer Vollendung will er, wie er in der Vorrede zu seinen Denkwürdigkeiten sagt, seine literarische Thätigkeit schließen. Diese deutsche Geschichte ist ein tüchtiges Geschichtswerk, das von tiefen Studien und noch tieferer Vaterlandsliebe zeugt. Sie ist durch und durch quellenmäßig behandelt, und faßt die Zustände des Mittelalters von einem ganz neuen Standpunkte auf. Ueber die Art seiner Behandlung deutscher Geschichte äußert er in der Vorrede (S. 11) sich selbst also:

„Wir gingen lange zur Schule und hörten die Sagen von den Freuden und Leiden der Vorzeit; aber nicht mehr der Kurzweile und des Vergnügens, nicht mehr gelehrter Schulzwecke willen, mögen wir Geschichte lernen und lehren, sondern als ein mächtiges Mittel, den Geist eines gesunkenen Geschlechtes zu verjüngen, die Ausartung der Gesinnung zu bekämpfen und die Triebfedern zur Erweckung eines würdigeren Staats- und Volkslebens zu ermitteln. Geschichte soll uns lebendige Staatskunst werden, eine nützliche Wissenschaft, welche uns zeigt, auf welchem Wege Deutschland im 14. Jahrhundert zu Grunde gerichtet wurde, und wodurch allein unser Vaterland wieder gehoben werden kann.“ —

Zu einer Beurtheilung dieses eigenthümlichen Geschichtswerkes will ich mich hier nicht versteigen; aber ich erinnere mich noch lebhaft an die herrlichen Stunden, die ich mit dem Studium dieses Werkes zubachte. Es ist wirklich zu traurig, daß solche lebensfrische Werke, die noch dazu von Männern herrühren, die für die Nation so viel gelitten und noch mehr gethan haben, oft von den geistlosesten Compilationen dürerer Pädagogen verdrängt werden. Auch von Wirth's deutscher Geschichte läßt sich das sagen, denn sie ist, zumal in Norddeutschland, fast ganz unbekannt, und das ist gewiß für Wirth selbst traurig, aber noch trauriger für die politische und historische Bildung unseres Vaterlandes. —

Jetzt beschäftigt sich Wirth vorzugsweise mit Astronomie. Von jeher hatte er große Neigung zu mathematischen Studien, welche wohl durch die Fehlschlagung seiner politischen Pläne verstärkt sein mag. Jetzt sucht er des Abends, wenn die Sterne so licht und klar herunter blicken, am Himmel die Geseze des Bewegens, die Ordnung der Welten zu erforschen, die er auf der Erde nicht finden konnte; er ist jetzt

gezwungen mit den Sternen zu verkehren, da ihn die Menschen allein gelassen haben.

Wirth ist für Deutschland todt. Vielleicht daß einmal ein württemberger oder badischer Bürger hinüber nach der Schweiz pilgert, um sich an dem Anblick eines „deutschen Mannes“ zu erlaben; im Allgemeinen kennt man ihn nicht, er ist nicht nur aus Zeitungen und Journalen, er ist aus dem Volksbewußtsein geschwunden. Man sieht an seinem Schicksal, das Rad der Zeit rollt schnell und zermalmt morgen die, welche es noch heute hoch emporhob. Vor 13 Jahren ein Mann, auf der ganzen Höhe seiner Zeit, den das Volk im Herzen trug, der mit einem begeisterten Worte Tausende lenkte — und jetzt ein Landmann, ja — ein Astronom! Die Zeiten des Cincinatus sind wieder-gekehrt, aber in anderer Weise.

Daß Wirth von der Gegenwart so vernachlässigt wird, rührt daher, daß sein Princip aus dem Volksbewußtsein verschwunden (?) ist. Es ist das der Nationalität; seine ganze Freiheitsliebe ist durch sie bedingt; er will, wie auch der weniger bedeutende Siebenpfeiffer, keine allgemein menschliche, vernünftige, sittliche, philosophische Freiheit, sondern eine naturwüchsigte, germanische, aus taciteischen Fragmenten deducirte. Wirth's ganze Opposition gegen die Regierungen ist selbst geschichtlich aus diesem nationalen Bewußtsein hervorgegangen, näher sogar aus dem Studium deutscher Rechtsgeschichte selbst. Er dachte ja, als er anfing, Mann zu werden, noch gar nicht daran, Politiker, Publicist zu sein; als Anwalt der Bauern in ihren fiscalischen Prozessen, als er im Detail deutsche Geschichte und das Verfahren deutscher Regierungen gegen ihre Unterthanen kennen lernte, bildete er sich zum Publicisten aus. Seine Volksreden der spätern Zeit sind nur eine nothwendige Fortsetzung seiner Plaidoyers vor den fränkischen Gerichtshöfen. — Pressfreiheit, Reichsverfassungen und andere Gewährleistungen der Freiheit deshalb zu wollen, weil sie deutsch sind, dies ist nicht nur der Grundsatz Wirth's, sondern fast aller blos constitutionell gesinnter Liberalen; Welcker und v. Rotteck huldigten ihm unbedingt. Wenn Vernünftigkeit und Deutschtum zusammenfallen, sind die Resultate dieses Princip's richtig; sonst aber führen sie, und das nicht selten, zu Unrichtigkeiten und Ungereimtheiten. Das hat man in unserer Zeit besonders dadurch eingesehen, daß selbst von den reactionärsten Regierungen die Deutschtümerei oft ihren mittelalterlich-feudalistischen Bestrebungen vorgeschoben wurde. Man wurde sich bewußt, daß, wenn auch alle deutschen, alle altgermanischen Einrichtungen ver-

nünftig sein sollten, doch unmöglich alle vernünftigen Institute immer deutsch sein könnten; — Gott ist nicht bloß ein Gott der Kinder Israels, sondern aller Welt; — ebenso ist der Geist auch nicht bloß in deutschen Eichenwäldern heimisch, sondern wohnt auch am brittischen Meeresufer und am Seinestrand. Man wurde sich der Mangelhaftigkeit des bisherigen Wollens bewußt; die Philosophie trat an die Menschen heran und bildete sie, statt zu taciteisch-germanischen Recken, die Eichen aßen und sich in Meth berauschten, zu sittlichen, vernünftigen, selbstbewußten, die Vorzüge Deutschlands anerkennenden, aber nicht überschätzenden Männern. Der Ausdruck „Mensch“ fing an mehr zu gelten, wie Deutsch.

An dieser Deutschthümelei ist Wirth's Politik gestorben; der Mann gehört schon ebenso gut der Geschichte an, wie Arndt und Rotteck. Der ganze süddeutsche constitutionelle Liberalismus hat sich überlebt (?); nicht nur unser Staatsleben, alle unsere socialen und kirchlichen Zustände sind einer zerlegenden Kritik unterworfen, die nicht nur auf der Erde, sondern auch im Himmel die Herrschaft des Egoismus überwältigen wird. Die Transcendenz, welche man vor 12 Jahren nur im Staate bekämpfte, wo man nicht, wie eine Maschine, von einer absolut über uns stehenden, mit uns nichts gemeinsam habenden Macht, regiert werden wollte, sie wird jetzt auch heftig in der Religion, ihrer Heimath und im socialen Leben angegriffen. Der ganze Mensch mit seinem ganzen Denken, Glauben und Leben, soll sich selbst wiedergegeben werden; nicht nur in seiner Stellung zur Polizei soll der Mann eine freie Persönlichkeit sein; Gott und der Welt, wie sich selbst gegenüber, soll er seine ewigen, unveräußerlichen Rechte behaupten.

Wirth hat mit dem Scharfblick eines von dem Genius der Geschichte erzogenen Mannes die Fragen der Gegenwart so gut erkannt, wie den Charakter der 30er Jahre. Aber er ist auch besonnen und weiß, daß man das Ende nie vor dem Anfang wünschen soll, und deshalb sucht er die Freiheit des Menschen zuerst dem Staate gegenüber geltend zu machen, weil die politische Freiheit Grundbedingung der kirchlichen, wie der socialen ist. *) Und in diesem Sinne hat er denn gewirkt und gestrebt:

Wer den Besten seiner Zeit genügt,
Der hat für alle Zeit gelebt.

*) Der ausbrechende Principienkampf betrifft bei seinem ersten Auftreten nicht die Freiheit, sondern vorerst den Grundsatz der Nationalität; indessen eben deshalb, weil die Entwicklung diesen gründlich sichten den Gang einschlägt,

Wirth hat sich einen Namen errungen, der ihm bleiben wird, wenn man längst nicht mehr an die Censur, seine Hauptfeindin, denken wird. — Aber mit dem Namen, mit der bloßen Berühmtheit ist auch Alles gethan. Wäre Wirth in Frankreich, England oder Nordamerika geboren, so würde er geachtet und geehrt inmitten alles politischen Lebens dastehen; ein anderer Franklin oder Benjamin Constant. Aber er hat die Ehre, Deutschland seine Heimath zu nennen, — verbannt aus seinem Vaterlande, lebt er drum einsam in der Ferne, wo Niemand ihn und seine Geschichte kennt, wo Niemand seine Bedeutung zu würdigen vermag. Das Ehrenschwert, womit die Frankfurter ihn besenkten, ist in öffentlicher, nothwendiger Subhastation verkauft; die Presse, mit der er seine deutsche Geschichte druckte, versiegelt. Man wollte in Baiern, Würtemberg und Baden für ihn sammeln; er aber lehnte alle Unterstützung mit den Worten ab, er steche nicht auf der Festung hin, wie Jordan, sondern habe ungefesselte, gesunde Arme, und die sollten ihm Brod schaffen. Nur ein Ehrenmann, ein badischer Bürger (es quält mich, daß ich seinen Namen verschweigen muß), erwarb Wirth's Vertrauen so, daß er seine Vermögenszustände verbessern durfte, ihm ist Deutschland Dank schuldig, denn er hat es vor einer bedeutenden Beschimpfung bewahrt.

Hätte unser Vaterland hundert Männer, wie Wirth — man dürfte mit froheren Blicken in die Zukunft sehen!

G. L. N.

ist der ruhmvollen und gedeihlichen Durchführung der großen Gedanken der Gegenwart mit so großer Zuversicht zu vertrauen.“ (Reform. 11 polit. Richt. der Deutsch. 1841, S. 1.)